

leuchte der Sicilianer, indem er den Arm des Fischers frampshaft packte.

„Kannst Ihr sie?“ fragte der alte Mann verwundert. „Es ist so, wie Ihr sagt, nur daß dieses Kind nicht erkrankt, sondern von mir den Wellen entrissen und mit nach Hause genommen wurde. Wir, meine Frau und ich, betrachteten die Kleine als ein Geschenk des Himmels, da wir selbst keine Kinder besaßen, behielten und erzogen sie, so gut wir es vermochten, und nannten sie Marietta; Niemand hat jemals nach ihr gefragt, und sie selbst wußte bis zu dieser Stunde nicht, daß sie nicht meine Tochter, sondern ein Findling ist. Jetzt bist Du erwachsen, Marietta, und schon längst wolltest ich Dir das Alles sagen, aber die Furcht, Deine kindliche Liebe zu mir möchte erkalten, hielt mich bisher davon ab.“

Das Mädchen war bleich geworden, wie das Tuch, welches über den Tisch gebreitet lag, während der Marquis den Blick stier auf sie gerichtet hielt. Dann stürzte er plötzlich auf sie zu und riß sie stürmisch an seine Brust.

„Ja, Du bist es, bist mein Kind!“ rief er, während ihm Thränen der Freude über die Wangen perlten: „das sind die Augen Bianca's, Deiner unglücklichen Mutter, das sind die Züge ihres reinen Antlitzes, die sich in dem Deinigen wieder spiegeln. O Gott, habe Dank, daß Du mich diese Freude erleben läßt, nun ist alles Leid, alles Weh vergessen!“

Und immer wieder herzte und küßte er im Uebermaße der Freude die wiedergefundene Tochter.

Im Herzen Deutschlands, in duftiger Waldgegend, liegt das Schloß der Grafen von Rowen. Lange war es vereinsamt, denn der gegenwärtige Majoratsherr, Graf Leonhard von Rowen, brachte seine Zeit auf Reisen im Auslande zu. Jetzt ist das anders geworden, seitdem der junge Graf sich eine schöne und lebenswürdige Gemahlin aus Italien mitbrachte, die Tochter des Marquis Roselli aus dem edlen Geschlechte der Tarenten. Nur den Winter bringt das junge Paar an den Ufern des Golfs von Genua zu, und Marietta's Vater, welcher sich von der Tochter nicht mehr trennen mag, begleitet sie. Der alte Tormino aber mochte sein geliebtes Meer, auf welchem er einen großen Theil seines Lebens zugebracht, nicht missen; er ist Fischer geblieben und hat alle Anerbietungen des Grafen und Marietta's, ihm ein ruhiges, sorgenfreies Alter zu gewähren, von sich gewiesen.

„Was ich alter Mann noch brauche, besitze ich,“ sagte er, „und was ich an Marietta gethan habe, hat sie mir reichlich gelohnt; ich habe von ihr nichts zu fordern. Sie ist glücklich, diesen Trost werde ich einst mit in's Grab nehmen; mein letzter heißer Wunsch ist damit erfüllt.“

Wenn aber über Deutschlands Fluren die Stürme des Winters toben und die mit Glücksgütern gesegneten Menschen dem milden, sonnigen Süden zufliehen, dann brechen für den alten Fischer Tormino Feste und Freudentage an; dann lebt er im Umgange mit seinen Lieben wieder auf und nur selten fährt er während ihrer Anwesenheit hinaus in's Meer, um das Netz auszuwerfen, denn er geht mit den Stunden, die er in Gesellschaft Leonhard's und Marietta's zubringt, und vergißt darüber zuweilen sogar die heimathliche See.

Ein neuer Kalender.

(Sätze für Ehemänner und solche die es werden wollen.)
Von Eduard Pöhl im „Neuen Wiener Tageblatt“.

Mein Freund Gerhard hatte eine Frau, die er sehr liebte, obschon sie eifersüchtig und von zänkischem Wesen war. Er liebte sie mit jener ruhigen Reizung, welche dem braven Ehemanne ziemt, während die hübsche, sonst recht geschickte Frau eine schwärmerische Minne verlangte. Frau Bertha empfand ein dunkles Verlangen, Tag für Tag von ihrem Manne erstritten zu werden; sie hätte aufgejubelt, wenn Gerhards, von den Furien der Eifersucht gepetischt, ein Blutbad unter den harmlosen Passanten angerichtet hätte, die vor seinem Hause vorbeizogen, wenn er vom Bureau heimkehrte. Gerhards aber dachte an derlei Heldenthaten nicht im Schlafe, sondern kam friedfertig aus seinem Bureau, räkelte sich behaglich und fragte, was es zu essen gebe. Reizte schon dieser Gleichmuth Frau Bertha beharrlich zu spitzigen Bemerkungen, so brachte sie eine andere Eigenschaft — sie nannte dieselbe natürlich ein Laster — in hellen Grimm. Gerhards war nämlich zerstreut und vergeßlich, letzteres insbesondere und höchst merkwürdiger Weise in Bezug auf den jeweiligen Ausgang der fast täglichen Scharmügel in seinem häuslichen Kriege. Um die Sache deutlicher zu machen, will ich einige dieser Scenen, wie sie mir von ihm geschildert worden, hierher setzen.

Eines Tages erscheint Gerhards ein bißchen verspätet zum Mittagstisch und wird von seiner Frau mit Blicken empfangen, die an Furchtbarkeit die der drei Richter in der Unterwelt zu überbieten scheinen.

„Wo kommst Du her?“ fragte Frau Bertha düster. „Wo soll ich denn herkommen, direkt aus dem Bureau, es war halt viel zu thun,“ antwortete Gerhards und wuschte seiner Frau die Wange tätscheln.

Frau Bertha aber wehrte mit drohend feierlicher Geberde ab, wie eine zürnende Priesterin, und fuhr fort:

— „Das kannst Du wenn andern erzähl'n, Du ausgelogener Mensch. Glaubst Du wirklich, daß ich mich noch lange von Dir betrügen laß' mit solchen Ausreden? Nein, ich hab's satt. Ich bin zu stolz, um Dir nachzuspionir'n, aber ich weiß was ich weiß und duld' das nicht länger. Glaub' nicht, daß das Eifersucht ist, das wärst Du gar nicht werth. Aber lächerlich laß' ich mich nicht machen und . . .“

— „Aber ich bitt' Dich, Schagerl, meine Kollegen und der Büreauvorstand sind ja Zeugen . . .“

— „Schöne Zeugen das, einer so schlecht wie der andre; betrügen alle mitz'samm ihre armen Frauen und geb'n dann für einander falsches Zeugniß ab — die richtige Meineidgenossenschaft.“

— „Ich bitt' mir das aus, meine Kollegen sind ehrenhafte Männer! Da sein wir gleich fertig, wenn Du so zu reden anfängst.“

— „Ah, das wird ja immer schöner! Also, Du nimmst wildfremde Leut' gegen mich, Deine Frau, in Schutz? O Gott, was für ein unglücklicher Wurm bin ich an der Seite eines so gefühllosen Wüstlings.“

— „Wüstlings? Du, ich sag' Dir, jetzt hört sich der Spaß an. Das geht gegen meine Ehre. Wenn ich ein Wüstling bin . . . dann bist Du eine sentimentale — Nothen!“

— „Grundgütiger Himmel, nimm' das Wort zurück, es tödtet mich, nimm's zurück!“ haucht Frau Bertha.

— „Nein,“ trozt Gerhards, „ich muß Dir Deinen Herrn zeig'n. Uebrigens ist an ein Nothel noch Niemand gestorben.“

Frau Bertha wird von einem Weinkrampf ergriffen, eine trübe Wolke schwebt über dem Mittagessen, die beiden Gatten trennen sich für den Nachmittags unversöhnt.

Und nun kommt das eigentliche Verhängniß Gerhards, des Zerstreuten. Im Laufe des Nachmittags vergißt er nämlich ganz und gar die geschilderte Scene, ja, er erinnerte sich sogar nicht mehr, daß er von seiner Gattin so böse geschieden, sondern kommt vergnügt wie ein gelunder Laubfrosch nach Hause.

— „Grüß Dich Gott, Schagerl, Bussi, Bussi!“ schmeichelte er schon beim Eintreten.

Zwei eisige Augen starrten ihn aus einer weiblichen Statue des beleidigten Rechtes an. Die Statue bleibt auch stumm wie Marmor.

— „Ja, was hast denn, Engerl, bist am End' krank?“ forschte Gerhards theilnahmevoll.

Schweigen.

— „Maria Taserl, es wird Dir doch nicht die Red' verschlag'n hab'n, wär' ja ewig schab' um das liebe Götterl. Was hast denn wieder auf dem Herzen, was für ein ruchloses Verbrechen liegt mir zur Last, lieblichste der Frauen?“

— „Du pflichtvergessener Patron, Du liebloser Bandale,“ plagt jetzt Frau Bertha los, „also so wenig bin ich Dir, daß Du auch nicht einen Augenblick in dieser ganzen Zeit daran gedacht hast, daß Du mich in fast sterbendem Zustand Mittags hier zurückgelassen hast? Das setzt Deinem Benehmen die Krone auf. Mein Gott, mein Gott, wenn das meine Eltern wüßten! Die gute Mutter, wie hat sie mich immer vor Dir gewarnt, weil Du so was Böses in den Augen hast, so was von einem Blaubart. . .“

— „O, verflucht und zugebedt,“ denkt Gerhards, „da bin ich mit meiner Vergeßlichkeit wieder schön hineingefallen.“ Und es bleibt ihm Nichts übrig, als die „gute Mutter“ sammt dem „Blaubart“ für dies Mal sanft hinunterzuschlucken und noch recht freundliche Worte zu geben, welche sich sämmtlich um die Vorpiegelung drehen, er habe sich auch so vergeßlich gestellt, um die von ihm so tiefbellagte Scene nicht neuerdings aufzuwärmen. Endlich kommt die Verzeihung zu Stande, aber Frau Bertha benützt diesen passenden Anlaß, um mindestens drei Tage mit einem leidenden Antlitz herumzugehen und mit verschleierter Stimme ungeheuer lange und bissige Abhandlungen über die zunehmende Verrohung des Männergeschlechtes im Allgemeinen von sich zu geben.

Ein andermal kommt nach einer solchen Scene, welche der oben geschilderten so ähnlich ist, daß ich gar nicht den Raum zu ihrer Wiederholung verschwenden will, sofort eine Ausöhnung zu Stande. Freund Gerhards vergißt nun auch die Ausöhnung, wie er vordem den Groll seiner Gattin vergessen hat, und erscheint nach einigen Stunden Abwesenheit vor seiner Frau mit einem unheilklärendem Antlitz, wie Hamlet vor seiner Mutter. Dabei schlägt er die Thüre hinter sich zu, wirft den Stock geräuschvoll in eine Ecke und sagt Nichts als ein langes, kurzes, herausforderndes: „G'n Abend!“ — Frau Bertha schlägt die Hände über den Kopf zusammen.

— „Ja, sag, mir nur, Du Wildling, was soll das bedeuten, was rumpelst Du denn so hinein wie der Böse?“

— „Das wirst Du wohl noch wiss'n; so vergeßlich kannst nicht sein, daß Du nicht mehr weißt, was heut' wieder zwischen uns g'schehen ist.“

— „Aber Gerhards, mir scheint, Du bist dem Brunnelfeld zu nahe kommen. Hab'n wir uns denn

nicht versöhnt, hast Du mir beim Abschied nicht ein langes Bussel hinaufgedrückt?“

Die niederschmetternde Wahrheit dieser Worte dämmert alsbald in Gerhards zerstreutem Kopfe auf und er muß wieder ganz lästerlich lügen, um seine empörte Gattin zu überzeugen, daß er sie nur auf die Probe stellen gewollt. Ungewißigt von diesen drückenden Erfahrungen vergaß er dennoch eines schönen Tages, daß seine Frau ihm nach einem außergewöhnlich geräuschvollen Streite angedroht hatte, noch heute die Koffer zu packen und zu ihren Eltern zu fahren. Wohlgemuth pfeifend betrat er seine Wohnung und fand Frau Bertha weinend auf einem Ungethüm von Koffer sitzend: ein Modell zu Ariadne auf Naxos.

— „Zeigerl, is was gesch'eh'n bei Dir zu Haus?“ war seine ängstliche Frage.

— „Gott sei Dank, nein Du Rabengatte,“ schluchzte Frau Bertha; Dich und Deine unmenschliche Behandlung habe ich fliehen wollen, und jetzt hab' ich den Zug versäumt, weil ich auf Dich gewartet hab', ob Du mich doch anseh'it zu bleiben.“

— „Zug versäumt?“ meinte Gerhards zerstreut; „na tröste Dich, vielleicht kannst mit ein' spätern Zug fahr'n.“

Was auf diese in der That unvorsichtige Bemerkung folgte, entzieht sich der Beschreibung. Es machte aber so starken Eindruck auf Gerhards, daß er von diesem Augenblicke an beschloß, sein Gedächtniß für derlei in seiner Ehe nun einmal obligatorische Vorkommnisse zu stärken. Zu diesem Zwecke schaffte er sich einen kleinen Kalender an und trug auf den weißen Blättchen neben dem Tages-Register jedesmal gewissenhaft Anlaß, hauptsächlich Verleibungen und Ausgänge in den einzelnen Streitfällen ein. Vor Kurzem zeigte er mir diesen feinen „Differenzen-Kalender,“ wie er ihn nannte. Es gab nur mehr zwei leere Blätter darin — November und Dezember. Ich las z. B.:

17. Oktober. Verhältnismäßig kleine Szene wegen Freund Leon, mit dem ich per Du geworden. Bertha meinte, daß dies nur bei einer schamlosen Orgie geschehen sein konnte. Wichtigste Kränkung: Lumpy, Schlemmer. Ich bins. Keine Ausöhnung. Dabei verblieben. Also getränkt thun heute Abend!

— „Nun, und bewährt sich dieses System?“ fragte ich lachend.

— „Ausgezeichnet!“ versicherte Gerhards. „Ich kann meiner lieben Bertha jetzt kalenbarisch genau beweisen, wie viele — unvergeßliche Stunden sie mir bereitet.“

Vermischte Nachrichten.

— **Sobornheim.** Eine junge Dame war in ein Nachbarhaus gegangen und spielte dort mit einem kleinen Kinde. Plötzlich glitt das Kind aus und fiel zu Boden. Die Dame griff schnell nach dem Kleinen, erschrad aber dabei sehr, und als sich dieselbe aufrichtete, war sie — erblindet. Die Eltern der Unglücklichen reisten sofort mit derselben nach Wiesbaden und konsultirte der dortige Arzt, daß ein Auge vollständig erblindet sei und das andere nur noch einen Schimmer habe.

— **Piano-Schalldämpfer.** Vor geladenen Sachverständigen wurden kürzlich im Stuttgarter Musik-Konservatorium und im Lipp'schen Konzertsaal Prüfungen des vom Ingenieur Schanzbach sinnreich erfundenen Piano-Schalldämpfers vorgenommen, welche ein durchaus befriedigendes Ergebnis lieferten. Der sehr einfache Mechanismus ist in jedem austretenden Saitenlasten leicht und ohne erhebliche Unkosten anzubringen, wie die Sozial-Korrespondenz mittheilt. Er ermöglicht dem Spieler, den Ton in verschiedenen Graden abzumämpfen. Auf einem zwischen Saiten und Hämmer auf- und abwärts beweglichen Metallrahmen ist ein 8 cm breiter Streifen Flanell gespannt, der sich nach oben durch aufgelegte schmälere Streifen allmählich öfacht verdickt. Ein Druck des Fußes auf den am linken Pedal angebrachten Hebel bewegt und regelt den Apparat je nach Wunsch. Wird der Rahmen die erste Stufe tiefer gestellt, so tritt die unterste einfache Flanelllage zwischen Saiten und Hämmer und schwächt den Anschlag sowohl wie die Schwingungen, und jede noch niedrigere Stellung erhöht diese Wirkung weiter. Auf der untersten Stufe mit voller Dämpfung bleibt der Ton dem Spieler immer noch deutlich hörbar, im Nebenzimmer ist er jedoch nahezu unmerkbar. Als Nebenvorteile werden noch angegeben, daß bei fleißigem Gebrauch des Apparates die Pianinos sehr geschont werden. Noch wichtiger wäre aber die Schonung für die Nerven der Mitmenschen, welche jetzt fast in jedem Hause Schaden leiden durch das Geräusch der unerbittlichen Leise-Stark-Rasten, zu deutsch Piano-fortes. Freilich müßte dann die Dämpfung auch auf alle Flügel und Tafelförmige ausgebeht und polizeilich angeordnet werden.

— **Eine Ehrenerklärung im eigenen Interesse.** Im „Meldorfer Anzeigerblatt“ findet sich folgende komische Anzeige: „Da mir gewiß keiner etwas nachweisen kann, und ich in betrunkenen Weise ausgesprochen habe, daß ich ein schlechter Kerl sei, nehme ich dieses hiermit zurück. J. Sieders in Ruden.“